

Carol GLUCK und Stephen R. GRAUBARD (Eds.): *Showa. The Japan of Hirohito*. New York und London: W.W. Norton & Company 1992. LXII, 315 S.

Der Tod des Shōwa-Tennō Anfang 1989 war nicht nur Anlaß zum Rückblick auf dessen persönliches Wirken bzw. seine Wirkungslosigkeit, sondern auf die gesamte Shōwa-Ära. Die Zeitschrift *Daedalus* widmete ihr im Sommer 1990 ein Themenheft,¹ das später, versehen mit einer über 60seitigen Einführung durch die Mitherausgeberin Carol Gluck in dem hier zu besprechenden Buch vorgelegt wurde. Die Shōwa-Zeit, die Ende 1926 offiziell begann, aber mit der Regentschaft Hirohitos für seinen psychisch kranken Vater de facto schon 1921 eingesetzt hatte, umfaßte somit weit über sechs Jahrzehnte und sah unvorstellbare Veränderungen in Japan und der Welt. Im Großen zieht sich der Bogen von militärischer Aggression zum Wirtschaftswunder. Um sich diesen gewaltigen Zeitraum zu veranschaulichen, bemerkt Gluck treffend: „Imagine rendering Italian history from Mussolini to the present, German history from Hindenburg to Kohl, or Soviet history from Stalin to Gorbachew...“ (S.2).

Glucks Einleitung hat den Wert der Aufsatzsammlung erheblich gesteigert: Die Herausgeberin/Autorin ist eine der wenigen, welche die Shōwa-Zeit in ihrer Gesamtlänge behandelt. Dabei verdeutlicht sie auch in der ihr eigenen Art den ideologischen Zusammenhalt der Ära, während die meisten der anderen 16 – japanischen und amerikanischen – Autoren nur Einzelaspekte betrachten. Erst durch ihr Eingreifen wird aus der lose miteinander verbundenen Aufsatzsammlung ein halbwegs geschlossenes Ganzes. Gluck stellt die besonderen Punkte in den – besonders von japanischen Verfassern häufig vage argumentierten – Beiträgen ihrer Mitautoren heraus, führt den Leser durch die Historiographie. Sie verdeutlicht dabei, wiewenig die Wissenschaftler oft in ihrem Urteil übereinstimmen, und übt auch durchaus einmal Kritik an einem der Verfasser, so an Kitaoka Shinichi mit seiner krausen Theorie, dem verwundbaren Japan seien von den mißgünstigen Großmächten legitime Rechte auf dem asiatischen Kontinent verweigert worden. Gluck betont zu Recht, daß diese Rechtfertigungsversuche eher jenen der japanischen Führern der dreißiger und vierziger Jahre ähneln als den Schriften anderer Historiker oder der Ansicht heutiger Japaner allgemein (S. XIIIff.). Ihre Kritik hätte aber ruhig noch schärfer ausfallen dürfen. Ein Beispiel sei erwähnt: In seinem Beitrag verniedlicht Kitaoka Shinichi die 21 erpresserischen Forderungen Tōkyōs an China aus dem Jahre 1915, die dem Reich der Mitte einen erheblichen Teil seiner Souveränität genommen und es wirtschaftlich zu einer bloßen japanischen Kolonie degradiert hätten, zu der bloßen Absicht, Grundstücke für den Bau von Tempeln käuflich zu erwerben (S. 157). So spielen bis auf den heutigen Tag konservative Historiker Japans reaktionären Politikern in die Hand. Glucks Engagement, die Geschichte zu entmythologisieren, ist ja leider erst nachträglich der Aufsatzsammlung aufgepfropft worden.

Naturngemäß kann die Periode in einem einbändigen Werk nicht in ihrer Gesamtheit behandelt werden, und so bleiben mehr Lücken übrig als gefüllt werden. Ein Kritikpunkt aber muß gleich eingangs angebracht werden: Es handelt sich einmal mehr im wesentlichen um eine Geschichte der japanisch-amerikanischen Beziehungen. So heißt die Ausgabe in japanischer Sprache auch treffender „Nichi–Bei no Shōwa“ (Japan–USA in der Shōwa-Zeit).² Die beiden Veröffentlichungen sind übrigens nicht ganz identisch. So fehlt

1 *Daedalus, Journal of the American Academy of Arts and Sciences*, Vol. 119, No.3, Summer 1990: Showa: The Japan of Hirohito.

2 Herausgegeben von der Zeitschrift *Asuteion* im Verlag Ti-Bi-Esu Buritanika, Tōkyō 1990.

vor allem in der amerikanischen Publikation der Beitrag von Kazuya Kazuki über die „Phoenix-Stadt“ Tōkyō ganz. Die Beschränkung auf bilaterale Beziehungen ignoriert, daß die Shōwa-Zeit sehr vielschichtiger gewesen war! Bezeichnenderweise behauptet ja die Mitherausgeberin selbst, Japan sei Europa viel ähnlicher als den Vereinigten Staaten (S. XXX). 1945 war für Japan wie Deutschland die „Stunde Null“.

Je länger die Shōwa-Ära dauerte, desto weniger wurde sie mit dem Krieg in Zusammenhang gebracht, sondern vielmehr mit dem Wirtschaftswunder (Marxisten und Historiker ausgenommen). Durch die Zäsur von 1945 zerfällt die Ära in zwei qualitativ wie quantitativ sehr ungleiche Teile. Für Glück gab es nicht nur zwei Shōwas, sondern auch zwei Hirohitos: Den in Uniform zu Pferd und den in Zivil neben MacArthur (S. 15). Welches ist der „wahre“ Shōwa-Tennō? Sind nicht gerade mit dem Tode Hirohitos erfolgreiche Versuche zur Remythologisierung der Kaiserinstitution zu beobachten gewesen? Wurde Kritik nicht oft rüde unterdrückt – im Falle des Bürgermeisters von Nagasaki sogar fast mit tödlichem Ausgang? Haben in diesem Zusammenhang reaktionäre Tendenzen nicht auch andere politische und gesellschaftliche Bereiche ergriffen? Glücks durchschimmernder Pessimismus und derjenige anderer Autoren ist aber inzwischen schon widerlegt: An der Annahme, daß rechtsgerichtete Politiker wie Ishihara Shintarō die Marschrichtung bestimmen, die Bürokraten weiterhin die Empfindlichkeiten der anderen asiatischen Länder mit Füßen treten, gegen die Korruptionsaffären kein Kraut gewachsen sei und Japan sich von Asien distanzieren werde, sind seit dem politischen Taifun vom Sommer 1993 und der japanischen Teilnahme an der Friedensmission der UNO in Kambodscha zumindest Zweifel angebracht.

Bei der Behandlung der Vorkriegszeit steht die Frage im Mittelpunkt, wie es zum Weg in den Pazifischen Krieg hatte kommen können. Übereinstimmung herrscht dabei nicht, oder besser gesagt: Es gab wohl eine Fülle von Gründen: Äußere wie innere Faktoren, wirtschaftliche wie politische. Möglicherweise war der Fehler auch systemimmanent in der Ordnung, die in der Meiji-Zeit geschaffen worden war.

Für Kosaka Masataka hatte die politische Ordnung Schuld, daß ein friedliebendes Volk und ein gutwilliger Monarch in den Imperialismus gerieten (S. 27). Er vergißt, daß die japanische Expansionspolitik schon in der Meiji-Zeit begonnen hatte, und damals – noch weitgehend englischem Vorbild folgend – in der internationalen Staatengemeinschaft keineswegs als anrühlich galt. Diese Aufteilung in einen „guten“ – und damit zu Recht zu übergehenden – Imperialismus von der Annexion Okinawas über China, Rußland und Korea bis zum Ersten Weltkrieg und einen „bösen“ – da gegen westliche Interessen gerichteten – Imperialismus findet man in der Geschichtsschreibung sehr häufig. So töricht und kriminell der Pazifische Krieg in Kosakas Augen auch war, so war er doch notwendig, da einige der japanischen Ziele berechtigt waren und die Annahme der Unerläßlichkeit durch die Bevölkerung das Überleben der Nation sicherte (S. 41). Für diesen Autor war das System kurios, da die Bürokratie mehr Macht besaß als das Parlament, das Militär noch mächtiger war und alle Handlungen im Namen des Kaisers begehen konnte; der Kaiser verfassungsmäßig zwar der Souverän war, aber durch Gewohnheit daran gehindert wurde, seine persönliche Meinung zu äußern. Die Konfusion darüber, wer für den Entscheidungsprozeß zuständig war, durchzieht mehrere Beiträge (Kosaka, Johnson). Damit sucht der Leser auch vergebens eine prononcierte Meinung zur Rolle des Tennō. Am intensivsten beschäftigt sich damit noch Kosaka, welcher der „offiziellen“ Interpretation sehr nahe kommt: Gutwillig, aber durch das System an positivem Eingreifen gehindert. Er hatte keine andere Wahl, als die einmütig von Militärs und Politikern gefaßten Beschlüsse zu billigen – eine tragische Gestalt. Er war demnach nicht verantwortlich für die

Handlungen, die in seinem Namen geschahen. Lob erhält der Kaiser für sein energisches Eingreifen zugunsten einer Kriegsbeendigung 1945, nicht nur von Kosaka, sondern auch von Iokibe (S. 98), als er sich doch einmal über die ihm zugedachte passive Rolle hinwegsetzte. Hier gesteht die Herausgeberin offen ihre Irritation ein, angesichts dieser wechselnden Argumentation zwischen „nicht verantwortlichem“ und „verantwortlichem“ Kaiser (S. XXf.).

Für John Dower war der Krieg insofern „nützlich“, als er die Grundlage für das Nachkriegswirtschaftswunder legte. Das daran maßgeblich beteiligte „Ministerium für Internationalen Handel und Industrie“, darauf weist der Autor hin, ist nicht nur aus dem Ministerium für Handel und Industrie (1922–1943, 1945–49) hervorgegangen, das dazwischen als Rüstungsministerium fungierte, sondern auch aus dem Handelsamt der Besatzungszeit. Die „dritte Kraft“ neben Geschäftswelt und Bürokratie im Wirtschaftswunder-Japan, die Liberaldemokratische Partei, erfährt eingehende Behandlung in dem Beitrag von Muramatsu, ist durch die Wahlniederlage vom Juli 1993 aber inzwischen zumindest zeitweise ausgeschieden bzw. geschwächt. Damit wird auch die Behandlung eines weiteren Themas obsolet: „the paradox of democracy“. Das bemerkenswert stabile System basiere darauf, daß die LDP seit 1955 ununterbrochen herrsche (GLUCK, S. XLI). Die Autoren (Johnson, Dower, Passin, Muramatsu, Gluck) stimmen jedoch nicht überein, ob solch stabile Politik den Namen „Demokratie“ verdiene, wie sie ihn verstehen. H. Passin beispielsweise, einst an der Besatzungspolitik beteiligt, vergleicht Nachkriegs- und Vorkriegssystem, und so ist für ihn die Demokratisierung gelungen und Japan zu einer Demokratie wie andere auch geworden.

Einige Autoren schreiben über Kontinuitäten; gemeinsam ist ihnen dabei der kaum überraschende Schluß, das gegenwärtige Japan sei ein Produkt sowohl der Vor- als auch der Nachkriegszeit. Allgemein wird die Führung als schwach angesehen, nur im Vorkriegsjapan sei das Militär einigermaßen entschlossen gewesen, in der Nachkriegszeit höchstens Yoshida und Nakasone. Warum Tanaka Kakuei dieses etwas zweifelhafte Prädikat nicht auch erhält, ist schwer zu verstehen.

Gerhard Krebs, Tôkyô